Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Ende in Sicht?

Eine unnötige Literaturdebatte

Die Literaturdebatte, die vor einigen Wochen in der deutschen Schweiz aufflackerte, hat lauter falsche Prämissen. Weil die Solothurner Literaturtage schon im Programmheft hohe Erwartungen dämpften und die Neuen oder wenig Bekannten tatsächlich vielleicht gut Gemeintes aber kaum Überzeugendes vortrugen, muss man nicht schon befürchten, das Ende der Schweizer Literatur sei in Sicht. Und dass ein frustrierter Kritiker meinte, blosser Chauvinismus halte diese Literatur noch zum Schein am Leben, während sie in Wirklichkeit gar nicht existiere, braucht man auch nicht gleich als zutreffende Beschreibung der Lage zu akzeptieren. In Solothurn mag es von Jahr zu Jahr Schwankungen in der Qualität des Gebotenen geben, und da ja auch die Jury wechselt, geht zweifellos ein Teil dieser Schwankungen zu ihren Lasten. Überdruss an der Quantität der Neuerscheinungen, an der Vielfalt der Mittelmässigen, die sich in die Gruppe interessanter und begabter Autoren hineinzwängen, ist zwar verständlich, berechtigt aber nicht zur Prognose, das Ende der Literatur sei angebrochen.

Es gibt zwei Gründe, warum die These vom Niedergang vorübergehend ihre publizistischen Chancen hatte. Der eine besteht darin, dass nach dem Tod von *Frisch* und *Dürrenmatt,* die kurz nacheinander starben, der Abglanz des Weltruhms dieser beiden Grossen nicht mehr auf die Lebenden fällt. Sie haben zwei Kollegen — und einige von ihnen auch Freunde — verloren, die ihnen allein durch ihre Gegenwart eine Art von Bestätigung vermittelten, einer hochbedeutenden und international beachteten Mannschaft anzugehören. Ich wähle dieses Wort mit Bedacht. Nicht nur hat Max Frisch selbst einmal das Bild von der «literarischen Mannschaft» gebraucht (zu der notabene — und nicht bloss auf der Ersatzbank — zahlreiche Damen gehören); es kommt einem manchmal so vor, als sehe sich, wer vom Niedergang spricht, diese Truppe nach dem Verlust des Liberos und des Torjägers von Weltklasse auf provinzielles Niveau zurückversetzt. Die Klagen über das Ende der Schweizer Literatur gleichen aufs Haar den sachkundigen Urteilen von Experten, die dem Schweizer Fussball ja auch die Konkurrenzfähigkeit auf europäischer Ebene absprechen.

Der zweite Grund ist nicht ganz so eindeutig. Aber der Eindruck verstärkt sich, es fehle manchen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, wenn sie nicht die altgewohnten Ich-Geschichten vorlegen wollen, an neuen Themen und Stoffen. Die Kritik am angeblich *«ereignislosen Land»,* in dem sie aufgewachsen sind und das einige von ihnen verlassen haben, um Distanz dazu zu gewinnen, ist in allen möglichen Varianten schon durchformuliert. Der Konformismus der Gesellschaftskritik lässt sich nicht mehr übersehen. Wo von Mannschaft die Rede ist und die Literatur gewissermassen als Kollektivsport

derjenigen verstanden wird, die Bücher schreiben, kommen Gruppenzwänge auf, vor allem im Umkreis jener *«Kulturschaffenden»,* die nicht einmal ahnen, welche dubiosen Wortschöpfer den Begriff in Umlauf gebracht haben, den sie verwenden, um sich selbst zu bezeichnen.

Ein Schriftsteller hat behauptet, unsere Gesellschaft benötige zwar keine Literatur, Autoren dagegen schon. Das Bonmot, mehr oder weniger geglückt, enthält eine Anspielung auf den «helvetischen Holzboden». Den «Barbaren», die den «Kulturschaffenden» gegenüberstehen, wird damit unterstellt, sie hielten sich Schriftsteller aus Gründen des Alibis. Die Literaturförderung, die in der Schweiz nicht gerade unterentwickelt ist und möglicherweise gar wegen der Leichtigkeit, mit der Werkjahre, Werkbeiträge und andere Zuschüsse flüssig gemacht werden können, sogar negative Effekte bewirkt, wäre dann nichts weiter als eine Untermauerung des Alibis, das sich eine ganz und gar unliterarische Gesellschaft gäbe. Aber gibt es denn überprüfbare Befunde, die beweisen, dass unsere Gesellschaft weniger an Literatur interessiert sei als irgendeine andere? Ihr Interesse wird am ehesten geweckt durch gute Texte, durch Bücher, die zu überzeugen vermögen, die zum Widerspruch herausfordern oder die unser Leben reicher machen.

*

Von Chauvinismus, der angeblich allein noch die Existenz einer Schweizer Literatur vorgaukle, kann ganz gewiss nicht die Rede sein bei der Entstehung der *«Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert»,* die ein Autorenkollektiv in der DDR unter der Leitung von *Klaus Pezold* erarbeitet hat[1]. Die Herausgabe dieses Werks wurde übrigens durch die *«Pro Helvetia»* unterstützt, und dies nicht nur finanziell, sondern auch durch die Organisation von Arbeitstagungen, die 1983 und 1988 an der Karl-Marx-Universität in Leipzig stattfanden und an der Schriftsteller, Germanisten und Kritiker auch aus der Schweiz die Entwürfe und Ergebnisse des Autorenkollektivs diskutierten. Als die Leipziger Literaturgeschichte 1991 erschien, gab es den Staat DDR nicht mehr.

Zweierlei fällt bei der Lektüre dieser Darstellung ins Auge, wenn man einmal die Voraussetzung akzeptiert, dass die Autoren *«von einem bestimmten, in der marxistischen Tradition stehenden Literaturverständnis ausgehen».* Das eine ist, dass die DDR-Germanisten richtigerweise dem Jahr 1945 für die Entwicklung der Schweizer Literatur keine besondere Bedeutung zumessen. Ihre Darstellung beginnt folgerichtig beim Ausgang des 19. und beim Beginn des 20. Jahrhunderts. *Ernst Zahn* und *Jakob Bosshart, Maria Waser* und *Robert Faesi,* der Sonderfall *Carl Spitteler* und der *«verkannte Klassiker der Moderne» Robert Walser,* der zusammen mit *Jakob Bührer* und *Friedrich Glauser* dann auch als *«Rebell gegen den Seldwylergeist»* erscheint, haben die literarische Szene für einen *Albin Zollinger,* aber auch für *Jakob Schaffner* auf der einen und *Meinrad Inglin* auf der andern Seite bereitet. Die Konstellation der Geistigen Landesverteidigung wird beschrieben; aber dass da — vergleichbar den Literaturen Österreichs, der Bundesrepublik und der DDR — nach dem Zusammenbruch des Hitlerreichs so etwas wie ein *«Nullpunkt»* eingetreten wäre, verneinen die Verfasser und

ziehen für ihre Darstellung die entsprechenden Konsequenzen.

Die zweite Besonderheit der Leipziger Literaturgeschichte ist — man muss es gerade angesichts der kleinmütigen Äusserungen im Zusammenhang mit «Solothurn 1991» betonen —, dass die DDR-Literaturgeschichtsschreiber der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur aus der Schweiz vollkommen selbstverständlich eigenständige Bedeutung in der *«interliterarischen Gemeinschaft»* aller Literaturen deutscher Sprache zumessen. Zwar vermerken auch sie den *«Durchbruch zur Welt»* mit dem Auftreten von Frisch und Dürrenmatt und sprechen in diesem Zusammenhang vom Anschluss an die Weltliteratur nach *Gotthelf, Keller* und *C. F. Meyer.* Aber zugleich orten sie *«Jahrzehnte des Aufschwungs»* und neue Konstellationen im Verhältnis von Literatur und Gesellschaft. In der Erzählprosa der sechziger und siebziger Jahre, als *Hans Boesch, Gertrud Wilker, Herbert Meier, Otto F. Walter* und *Hugo Loetscher* auftraten, als *Peter Bichsel, Walter Matthias Diggelmann* und *Paul Nizon* ihre Romane und Prosastücke veröffentlichten, entfaltete sich eine Literatur deutscher Sprache, deren Bedeutung im Wettstreit mit den anderen deutschsprachigen Literaturen nicht bezweifelt werden kann. Muss man denn weitere Namen nennen? Muss man *Gerhard Meier, Adolf Muschg, Gerold Späth, Urs Widmer, Hermann Burger* und *E. Y. Meyer,* muss man *Erica Pedretti, Erika Burkart, Gertrud Leutenegger* erwähnen, um wenigstens Umrisse einer blühenden literarischen Landschaft anzudeuten? Die Literaturgeschichte aus Leipzig ist an den Solothurner Literaturtagen 1991 vorgestellt worden. Sie war gedacht als ein Beitrag zur interliterarischen Diskussion und hätte wohl in der DDR, wenn sie fortbestanden hätte, eine Isolation durchbrochen. Ihre Verfasser wollten andere deutschsprachige Literaturen wie die österreichische oder die der Bundesrepublik, vollkommen gleichberechtigt eben auch diejenige der deutschen Schweiz, im Überblick erfassen und zugleich herausragenden künstlerischen Leistungen im Detail nachgehen. Sie wollten ihren Lesern möglichst viel Information bieten, auch über die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen sowie über die aktuellen Tendenzen, in denen sich das dargestellte literarische Schaffen entfaltete. Ihr Blick auf die literarische Szene der deutschen Schweiz und das Bild, das sie von der deutschsprachigen Literatur unseres Landes im 20. Jahrhundert zeichnen, lassen jedenfalls keinen Zweifel daran aufkommen, für wie lebendig und bedeutend sie halten, was da entstanden ist. Unhaltbar, vollkommen aus der Luft gegriffen ist demgegenüber die hochtrabende und saloppe Behauptung, blosser Chauvinismus halte diese Literatur nur zum Schein noch am Leben.

Wenige Monate nach der Literaturgeschichte aus Leipzig ist im angelsächsischen Raum eine Sammlung von Aufsätzen zum Thema erschienen, deren Herausgebern, *Michael Butler* und *Malcom Pender,* durch Konzept, Themenstellung und Wahl der Mitarbeiter gelungen ist, eine interessante Darstellung des *«Writing in German-speaking Switzerland 1945—1991»* zu schaffen [2]. Gleich in der Einleitung wird betont, es sei nicht allein die überragende Bedeutung von Frisch und Dürrenmatt, die *«the thriving literary culture»* in der Schweiz etabliert habe. Blühend und erfolgreich also sehen sie diese literarische Kultur, und dies dank der Leistun-

gen aufeinander folgender Generationen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, von denen einige in Einzeldarstellungen gewürdigt werden. Über die Auswahl könnte man streiten, vor allem darüber, wer da nun fehlt. Dass *Walter Vogt, Erica Pedretti* oder *Gerhard Meier* nur gerade im Vorbeigehen noch erwähnt werden, wird ihrer Bedeutung in keiner Weise gerecht. Vermutlich hätten sie das Schema des Buchkonzepts durchbrochen, das meiner Meinung nach die Entwicklung der deutschschweizerischen Nachkriegsliteratur etwas gar zu «folgerichtig» erscheinen lässt. Nach einleitenden Kapiteln über die politischen und ökonomischen Veränderungen von 1945 bis 1991 und die vorherrschenden Tendenzen im Schrifttum der deutschen Schweiz folgen — unter zusammenfassenden Überschriften — die Einzeldarstellungen. Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt sehen sich zusammengefasst unter *«Challenge and Example»*, während *Otto F. Walter, Peter Bichsel, Adolf Muschg, Hugo Loetscher* und *Kurt Marti* unter dem Titel *«New Directions»* untergebracht sind. Die nachfolgende Generation, also *E. Y. Meyer, Christoph Geiser, Margrit Schriber, Hermann Burger* und *Gertrud Leutenegger*, wären dann — in dieser Reihenfolge — Beispiele für etwas, das mit *«Widening Perspectives»* etwas vage umschrieben ist. In einem abschliessenden Kapitel (*«Continuity and Change»*) wendet sich Malcolm Pender der vierten Generation zu. Auch er sieht übrigens den entscheidenden Unterschied zu den andern deutschsprachigen Literaturregionen darin, dass allein in der Schweiz die sozio-politischen Strukturen der Vorkriegszeit nicht zerstört, sondern allmählich nur der neuen Situation angepasst worden sind. In ihrer Literatur erscheine die Schweiz nicht *«as a utopian haven of peace and stability worthy of imitation, but as a negative model for the rest of Europa»*. Wie sich diese Aussage mit der Feststellung einer gewissen «Verspätetheit» verträgt, ist nicht ganz klar.

Der Wert des Buches, das Michael Butler und Malcolm Pender herausgegeben haben (mit einem Druckkostenbeitrag der Pro Helvetia auch sie), liegt weniger im schematischen Aufbau als in den individuell gestalteten Einzelbeiträgen. Und im ganzen ist auch diese Darstellung der Deutschschweizer Gegenwartsliteratur wertvoll für unser literarisches Leben, weil wir hier eine weitere Möglichkeit haben zu lernen, wie von aussen gesehen wird, wofür uns in der Aktualität der Auseinandersetzungen und in allzu grosser Nähe manchmal das Augenmass fehlen könnte.

*

Gefehlt hat es bestimmt denjenigen, die sich in die These vom Ende der Literatur in der deutschen Schweiz verbissen. Die These ist so absurd, dass man sich nur über die Leidenschaft wundern kann, mit der jüngere Autoren dagegen ankämpften und dabei selber mit Pauschalurteilen anrückten wie dem, hier sei das Niveau entblösst, *«auf dem hierzulande über Literatur diskutiert werde»*. Ich denke doch, es gebe da noch andere Ebenen des Gesprächs, und es gebe auch — vielleicht nicht gerade im Überfluss — eine ernst zu nehmende Kritik, die auf das Neue eingeht und das Verschiedene zu unterscheiden weiss.

Wer darüber hinaus einen Überblick über die aktuelle literarische Szene der Schweiz gewinnen möchte, der greife zum *«Lexikon der Schweizer Literatu-*

ren», das *Pierre-Olivier Walzel* zusammen mit einer Redaktionskommission aus allen vier Landesteilen im Rahmen der 700-Jahr-Feier herausgegeben hat[3]. Die knappen Charakteristiken, in denen wenigsten die Hauptwerke genannt sind, geben zumindest einen Hinweis und vielleicht eine Anregung zur Lektüre. Etwas mehr als 250 Schriftstellerinnen und Schriftsteller werden in dieser Weise vorgestellt, eine Auswahl also, zu der sich die Redaktion aus Gründen des beschränkten Umfangs des kleinen Lexikons gezwungen sah, und rund fünfzig Sachartikel belegen ein reichhaltiges literarisches Leben oder doch einen Ausschnitt daraus. Der Schriftsteller-Verband zählt 600 Mitglieder, die Gruppe Olten an die 250, — die Zahlen lassen ermessen, dass es nicht ganz leicht war, über den Kreis der in die Darstellung Aufzunehmenden zu entscheiden.

Anton Krättli

[1] Verlag Volk und Wissen, Berlin 1991. — [2] «Rejection and Emancipation». Oswald Wolff Books/Berg, New York/Oxford 1991. — [3] Lenos Verlag, Basel 1991. Die französische Ausgabe bei Editions de l'Aire, Lausanne, die italienische bei Armando Dadò, editore, Locarno.

«Das Recht, ein Mensch zu sein»

Eine Anthologie von Jeanne Hersch — nach der französischen Erstauflage von 1968 endlich auch in einer deutschen Fassung[1]

Bei dem hier anzuzeigenden, von *Jeanne Hersch* zusammengestellten und nunmehr erstmals in deutscher Sprache veröffentlichten Buch handelt es sich um ein Werk, das erstmals 1968 zum 20-Jahr-Jubiläum der UNO-Menschenrechtserklärung erschienen ist. Jeanne Hersch war damals Direktorin der Philosophischen Abteilung der UNESCO. Sie war, wie sie in einem Interview sagte, bestrebt, in dieser Funktion etwas zu unternehmen, was sie nur bei der UNESCO unternehmen könne, etwas, das die Fangarme der UNESCO in der ganzen Welt in Bewegung setzte. Sie sammelte mit Hilfe der nationalen UNESCO-Kommissionen in allen Mitgliedstaaten Texte, die irgendein Grundbedürfnis oder eine Grunderwartung im Bereich der Menschenrechte zum Ausdruck brachten. Sie wollte — wie sie immer wieder ausführte — dem «wilden Stachel» nachgehen, der sich in jedem Menschen zu jeder Zeit und an jedem Ort gegen Verletzungen der Menschenwürde regte und damit den anthropologischen Kern und bleibenden Gehalt dessen freilegen, was wir als Menschenrechte bezeichnen.

Das Resultat ihrer Sammlung war von unglaublicher Vielfalt und Fülle. Texte aus weit mehr als hundert Ländern und aus einer Zeitspanne von über 3000 Jahren haben schliesslich Eingang in ihr Buch *«Le droit d'être un*

homme» gefunden. Es handelt sich dabei um verschiedenartigste Literaturgattungen:

— Gesetzesinschriften aus der Zeit der V. Ägyptischen Dynastie des 3. Jahrtausends bis zur Magna Charta von 1215 und zu modernen Verfassungs- und Gesetzestexten;

— Sentenzen aus religionsbegründenden Werken wie der Bibel und des Korans bis hin zu einprägsamen Ordensregeln der Benediktiner oder der Gesellschaft Jesu;

— Zitate aus weltberühmten Dichtungen und philosophischen Traktaten wie die Lobpreisung der Klugheit des Menschen in *Sophokles'* Antigone (S. 69) oder die klassisch gewordene Schrift des Amerikaners *Thoreau* über das Widerstandsrecht bis hin zu Auszügen aus Gazetten, Briefen, Proklamationen, Gebeten und Volksliedern.

Jeanne Hersch hat die Texte geordnet und geortet, und zwar nicht so sehr nach systematischen und dogmatischen Gesichtspunkten, sondern phänomenologisch, eben nach den Schwerpunkten der Quellen, die von ihr erfasst worden waren. So kam sie auf dreizehn Kapitel oder — so könnte man sagen — dreizehn Topoi, die bleibende Themen der Philosophie darstellen: Den Menschen; die Macht; die Grenzen der Macht; die Freiheit des Bürgers; die Wahrheit und Freiheit; soziale Rechte; die konkrete Freiheit; Bildung, Wissenschaft und Kultur; Knechtschaft und Gewalttätigkeit; das Recht gegen die Gewalt; nationale Identität und Unabhängigkeit; Allgemeinheit; Quellen und Ziele.

Wir finden hier als Leseproben Sätze von bleibendem Wert:

— Etwa die ständig wiederkehrende Forderung nach besonderem Respekt für die Rechte der Fremden, Verbannten, Schutzlosen, Minderheiten (S. 179, 214);

— die japanische Erkenntnis, wonach der Staat nicht das Höchste und nichts Absolutes sei (S. 134), und die Aussage *Spinozas,* der Zweck des Staates sei die Freiheit (S. 131);

— *Rousseaus* Plädoyer für den Vorrang des Rechtsgedankens vor der Macht (S. 157), *Kants* Urteil über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 als ein Phänomen im Menschengedächtnis, das sich nicht mehr vergisst (S. 158), und die Kritik *Burkes* an den Menschenrechten, die einer im Boden vergrabenen Mine gleich in der Lage seien, in einem furchtbaren Ausbruch alle Statute und Parlamentsakte in die Luft zu sprengen (S. 161);

— *Jacob Burckhardts* berühmtes Wort über den Kleinstaat, wonach dieser bestehe, damit ein Flecken auf der Welt sei, wo die grösstmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne seien (S. 171), und die Erkenntnis aus Japan, wonach sich der Kleinstaat mit den Mitteln der Logik und der Moral schütze und erhalte (S. 501);

— die eindrücklichen Aussagen chinesischer Denker und Staatsleute, wonach es die erste Aufgabe der Elite sei, dem Volksganzen zu dienen (S. 202/03), und wonach das Vertrauen des Volkes in die Regierung und der Regierung in das Volk das eigentliche Fundament des Staatslebens darstellen müssen (S. 196, 198).

Was ist die Quintessenz der Lektüre? Das Interessanteste ist wohl die Konstanz und Übereinstimmung, mit

der die besten Repräsentanten der verschiedensten Völker und Kulturen durch die grössten Zeiträume hindurch immer wieder die gleichen Grundwahrheiten aufdeckten. Auf den vielfältigsten Wegen wird man immer wieder an dieselben Einsichten über die Gerechtigkeit und den Richter, die Wahrheit, die Solidarität und andere Grundwerte des Menschen und der Gesellschaft herangeführt. Das Buch straft die Relativisten Lüge, die gerade heutzutage nicht müde werden, überall und immer zu verkünden, es gebe etwa keine *ethisch* allgemeingültigen Werte der Gerechtigkeit, sondern nur eine *ethnische* Vielfalt von Gerechtigkeiten. Jeanne Hersch hat demgegenüber quasi empirisch einen Nachweis dafür erbracht, dass es dem Menschen als solchem immanente, seinem Gewissen entspringende, vom Konsens der Menschheit getragene Grundwerte gibt. Das war auch die *«idée de manœuvre»* bei der Herstellung des Buches: Es sollte beweisen, dass die in der Allgemeinen Menschenrechtserklärung verankerten Werte nicht etwa ein einseitiges Kulturprodukt des Abendlandes und ein Instrument des westlichen Imperialismus darstellen, sondern in einer breiten und übereinstimmenden Grundauffassung der Geistesgeschichte wurzeln. Sie hat diesen Beweis auf anschauliche und eindrückliche Weise erbracht, ja auch aufzuzeigen vermocht, dass die Geschichte eine gewisse Tendenz zum moralischen Fortschritt aufweist, wenn wir etwa an die Überwindung der Sklaverei denken, die von Aristoteles noch als naturgegeben hingenommen wurde, oder an die Bekämpfung des Rassismus, an die Überwindung des Kolonialismus oder die Regeln über die Gewaltanwendung in den internationalen Beziehungen.

Die Sammlung Jeanne Herschs endet im Jahre 1948. Zu den letzten vertretenen Autoren gehören also etwa *Karl Jaspers, Simone Weil* oder *Albert Camus.* Diese zeitliche Limite entsprach der Grundkonzeption des Buches; denn Jeanne Hersch hatte sich zum Ziele gesetzt, jenes Gedankengut zu sammeln und zu sichten, das zur Zeit der Verkündung der UNO-Menschenrechtserklärung Bestand hatte und in ihr in vielfältiger Weise eine Kodifizierung und Verkörperung gefunden hatte. Hätte Jeanne Hersch ihr Werk heute zusammengestellt, wären wohl auch die spezifischen modernen Problemlagen, mit denen die alten Werte heute konfrontiert sind, zur Sprache gekommen: Etwa Fragen betreffend die Kontrolle von Wissenschaft und Technik, handle es sich hier um die Waffen- oder die Gentechnologie, den Schutz der natürlichen Umwelt des Menschen wie etwa der Landschaft, die Verantwortung der lebenden Generation als Treuhänderin der Interessen und Werte der vorausgehenden, aber auch der nachrückenden Generationen.

Insgesamt klingen aber auch solch moderne, zukunftsweisende Themen in den früheren Texten immer und immer wieder an:

— Etwa in den erstaunlich aktuellen Sätzen im Ersten Inauguralvortrag Präsident Wilsons nach seiner Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten vom 4. März 1913 über Naturerhaltung und Unternehmergeist (S. 371);

— in einer Überlieferung aus Ghana über die Bedeutung der Klarheit und Reinheit der Sprache und die besondere Rolle des «Wortführers» als Vermittler zwischen Volk und Anführern bzw. zwischen den Anführern (S. 95);

— im Satz *Gandhis,* wonach der Name Menschenrecht ohne Menschenpflichten nicht genannt werden könne, sich beide aufeinander beziehen und wir für beide ein Wort suchen müssen (S. 41);

— in Einsichten über den Wandel des modernen Staates, der zwar nicht — wie Karl Marx meinte — «eine übernatürliche Fehlgeburt der Gesellschaft» oder eine «abscheuliche Maschine der Klassengesellschaft» darstellt (S. 122), sondern vielmehr nach *Léon Blum* zu einem Gebilde zu werden droht, in dem rein politische Führung allmählich ihre Bedeutung verliert und mehr und mehr mit Verwaltung verwechselt wird (S. 289);

— im eigenartigen und schönen Kontrast schliesslich zwischen den Schwurformen und Bünden der alten Eidgenossenschaft, die etwa vom «Hof», dem «Dorf», der «Stadt», dem «Tal» der «(Eid-)genossenschaft» sprechen, während etwa *Bodin* — das Kleinräumige, Partikuläre, Beengende ablehnend — die Welt als «eine grosse Stadt» und alle Menschen wie in ein einziges Recht eingegossen betrachtet, damit sie verstünden, dass sie aus dem gleichen Geschlecht stammen und im Schutze der gleichen Vernunft stehen (S. 536).

Das Buch Jeanne Herschs trägt in besonderem Masse bei zur philosophischen Öffnung und Durchdringung und zur Grundsätzlichkeit unseres Denkens. Es hat einen aufklärerischen Charakter. Die philosophische Aufklärung wanderte — wie das Buch auf schöne Weise zeigt — wie ein Lichtfleck von Zeit zu Zeit und von Land zu Land. Auch die Schweiz hatte grosse Zeiten. Von einem bürgerlichen und humanitären Geist geprägte Urkunden verschiedener Kantone und überlieferte Volksweisheiten bezeugen dies. Auch tauchen im Werk Jeanne Herschs illustre schweizerische Namen auf wie *Burlamaqui, Rousseau, Johannes von Müller, Pestalozzi, Dunant, Jacob Burckhardt, Alexandre Vinet.*

Heute aber — in einer Zeit des Umbruchs, in der wir der Philosophie am meisten bedürfen — scheint ihr bei uns nur eine geringe Bedeutung beigemessen zu werden. Drei Gebote scheinen indessen Grundbedürfnisse unserer Zeit zu sein:

— dass die Staatsleute zwar nicht selber Philosophen sind, aber auf die Philosophen hören;

— dass Philosophie, Ethik und Politik erneut den Primat über Naturwissenschaft und Technik, Technokratie und reines Wirtschaftsdenken erlangen und dass wir uns bewusst werden, dass Erfindung und Fortschritt eben nicht die alleinige Domäne der Wissenschaft und der Wirtschaft sind;

— dass die Staatsleute, Politiker und Bürger die grossen Aufgaben unserer Zeit — die Neugestaltung des Staates, den Schutz unserer Umwelt und die sorgfältige, wertbetonte Einordnung der traditionellen Nationalstaaten in übergreifende Einigungsprozesse — aus diesem offenen und grundsätzlichen Geiste angehen, so wie *George Washington* als erster Präsident der Vereinigten Staaten dankbar auf die Schätze der Philosophie hinwies, die seinerzeit das Fundament für die Gründung der Vereinigten Staaten gebildet hatten.

Das aufklärerisch-philosophische Gedankengut, welches das ganze Werk Jeanne Herschs durchzieht und sich in ihm spiegelt, scheint mir in unserer Zeit der staatspolitischen und geistigen Neuorientierung von besonderer Aktualität zu sein. Es leistet einen wich-

tigen Beitrag zur Findung und Bewahrung unserer eigenen Identität, aber auch zur Überwindung des Provinzialismus des Ortes, aber auch — angesichts des heute verblassenden Geschichtsbewusstseins — des Provinzialismus der Zeit.

Daniel Thürer

[1] Jeanne Hersch, «Das Recht, ein Mensch zu sein». Verlag Sauerländer, Aarau 1990. Die Rezension beruht auf dem Text der Ansprache, die anlässlich der Buchvernissage gehalten wurde. Die französische Erstauflage des Buches erschien 1968 in Paris; die deutsche Übersetzung konnte dank der Initiative des Rotary Clubs Aarau realisiert werden.

Über Bruce Chatwin

Zur deutschen Ausgabe einer Sammlung von Porträts und Reiseberichten

Dass das wahre Haus des Menschen nicht das Haus, sondern der Weg, und das Leben selbst eine Reise sei, die zu Fuss zurückgelegt werden müsse — diese buddhistisch taoistische Weisheit notierte der englische Schriftsteller *Bruce Chatwin* 1983 in seinem Bericht von einer Reise *«Auf den Spuren des Yetis»* durch das Land der Sherpas im Himalaya. Eine treffendere Maxime für Leben und Werk des 1989 im Alter von 48 Jahren gestorbenen Chatwin lässt sich kaum finden. Den *«Wanderer»* nennt ihn denn auch eine Broschüre des Hanser-Verlags, der die drei letzten der insgesamt sechs Bücher Chatwins auf deutsch herausgebracht hat; einen *«Nomaden der Literatur»* titulierte ihn der *«Spiegel»;* und mir selbst hat sich eine Fotografie eingeprägt: Chatwin in einer Windjacke, mit einem Paar robuster Wanderstiefel über der Schulter, wie vorübereilend nur kurz ins Auge der Kamera blickend, dabei doch konzentriert beobachtend, ja witternd, wie ein Raubvogel, der seine Beute sichert.

Einer der frühesten Artikel von Chatwin reflektiert über das Dasein von Nomaden — *«Nomadeninvasionen»* stammt von 1972. Darin heisst es:

Der Vorgang des Wanderns trägt zu einem Gefühl physischen und geistigen Wohlbehagens bei, während die Monotonie anhaltender Sesshaftigkeit oder regelmässiger Arbeit im Gehirn Muster webt, die Überdruss und das Gefühl persönlicher Unzulänglichkeit hervorrufen. Vieles von dem, was Ethologen als «Aggression» bezeichnet haben, ist nichts anderes als eine zornige Antwort auf frustrierende Einengung.

Blickt man zurück auf Chatwins Leben und auf seine Literatur, dann will einem diese Notiz wie eine vorweggegebene Erklärung oder gar wie eine selbstverordnete Maxime für beides erscheinen. Chatwin, der bis Anfang der siebziger Jahre für das Londoner Auktionshaus Sotheby's gearbeitet hat, bereiste zuerst von 1972 bis 1974 als Reporter des *«Sunday Times Magazine»* und danach als Berichterstatter in eigenem Auftrag sämtliche Kontinente, vorzüglich Länder, deren alte Kulturen und geschichtliche Zeugen und Zeugnisse von der modernen Zivilisation noch nicht wegradiert worden sind.

Seine ausgedehnten Fahrten und Wanderungen durch das südliche Südamerika, ein Land am Ende der Welt, hat er 1977 in seinem ersten Buch, dem Reisebericht *«In Patagonien»* beschrie-

ben: Die Schilderungen seiner Wanderungen durch einsame und leere Landstriche sind immer wieder unterbrochen von Berichten, die die Geschichte des Landes erkunden: über Menschen, die es einst besiedelten oder noch immer dort ausharren. Das drei Jahre später publizierte Buch *«Der Vizekönig von Ouidah»*, eine kaleidoskopartig entfaltete Sklavenhändlergeschichte aus dem 18. Jahrhundert mit Erzähllinien bis in die Gegenwart, verdankt sich Erlebnissen, Begegnungen und Recherchen Chatwins im westafrikanischen Dahomey, dem heutigen Benin (Werner Herzog drehte danach seinen Film *«Cobra Verde»*). *«Traumpfade»*, Chatwins wohl berühmtestes Buch, erschien zwei Jahre vor seinem Tod: Es bewahrt die von der rabiaten Kolonisierung nahezu ausgelöschte Erinnerung an die von geheimen Liedern markierten Wanderwege der australischen Ureinwohner.

Chatwin ist als Erzähler aber nicht nur dann brillant, wenn er eigene Erfahrungen und Erlebnisse reportiert oder episch formt. Der Roman *«Auf dem Schwarzen Berg»* von 1982 erzählt die Lebensgeschichte eines Zwillingsbrüderpaars, das in den Bergen von Wales einen Hof bewirtschaftet, so unspektakulär, dass gerade in ihrer Selbstverständlichkeit das alltägliche Grauen einer fast noch archaischen Gesellschaft im zivilisatorischen Umbruch konkret wird. Der Roman *«Utz»* schliesslich, Chatwins letztes Buch von 1988, umkreist in einer Art fragenden Erzählens die skurrile Figur des Barons Kaspar Joachim Utz; der hat eine wertvolle Porzellansammlung vor den Kommunisten gerettet, die er nun in Prag versteckt, wo er lebt; der Erzähler, der wissen will, was ein Sammler von seiner Sammlung hat, die er nicht zeigen, ja kaum anschauen darf, sondern verborgen halten muss, kommt nach und nach dem geheimen doppelten Leben des Kaspar Utz auf die Spur.

Diese fünf Bücher hat Bruce Chatwin zu Zeiten seines Lebens veröffentlicht, und keines ähnelt dem anderen — am ehesten noch haben die Reisebücher *«In Patagonien»* und *«Traumpfade»* Gemeinsamkeiten: mit ihren Wechseln zwischen Erzähl- und Reflexionsformen und den Einschaltungen von erinnerten und berichteten Lebensgeschichten, die zum Teil weit ins Historische zurückgreifen und die unmittelbaren Erfahrungen erklärend fundieren.

Mir scheint, auch in seinem literarischen Werk ist Chatwin ein «Wanderer», jedenfalls ein Schriftsteller, der sich nicht selbst plagiiert und eine einmal gefundene Erzählform zu Tode reitet: Er erzählt seine drei unterschiedlichen «Roman»-Stoffe in den ihnen jeweils eigenen, angemessenen Formen; und in den beiden Reisebüchern setzt er ihre verschiedenen Erzähl-, Berichts- und Reflexionsinhalte ebenfalls in den ihnen jeweils genuinen unterschiedlichen Erzählformen um.

Nun ist von Bruce Chatwin 1989, kurz nach seinem Tod, in London noch ein Band mit dem merkwürdig fragenden Titel *«Was mache ich hier»* erschienen, dessen Übersetzung der Hanser-Verlag soeben herausgebracht hat: eine Sammlung von Porträts interessanter und berühmter Menschen, von kürzeren Reportagen und Reiseberichten, die Chatwin in den siebziger und achtziger Jahren aus unterschiedlichen Anlässen, auch für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, geschrieben hat[1]. Am Schluss des Buches stehen ein paar kurze Schilderungen denkwürdiger Erlebnisse, die offensichtlich in den Zusammenhang seiner Reisebücher

gehören und gleichsam *in nuce* einen Eindruck vermitteln von Chatwins Interessen, von seiner Wahrnehmung und der Weise ihrer literarischen Vermittlung. So die erst 1988 geschriebene Geschichte *«Der Albatros»:*

In meinem Buch «In Patagonien» stellte ich die Vermutung an, dass der Albatros, der um den Hals des «Alten Matrosen» hing, nicht der Wanderalbatros war, sondern eine kleine schwarze Spezies: entweder der Russige Albatros oder der Schwarzbraune Albatros, höchstwahrscheinlich jedoch der Russige. Er ist ein stromlinienförmiger Vogel, der sich über dem offenen Meer aufhält. Ich glaube, ich habe einen vor der Südostküste Feuerlands gesehen. Der Schwarzbraune Albatros ist überall anzutreffen, in der Magellanstrasse und am Beaglekanal, und er ähnelt der grossen Seemöwe mit dem schwarzen Rücken.

An der Südseite des Beaglekanals liegt die chilenische Insel Navarino mit dem Flottenstützpunkt Puerto Williams. Ich hatte gehofft, um die Küste herumgehen zu können und einen Blick auf Hermit Island zu werfen, wo der Schwarzbraune Albatros seine Brutstätte hat. Doch Wind und Regen trieben mich zurück. Östlich des Stützpunktes gibt es eine Reihe von Baracken, in denen die letzten feuerländischen Indianer leben — jene Indianer, die Darwin irrtümlich für das Missing link hielt. Er verglich ihre Sprache mit dem «Grunzen von Tieren», nicht wissend, dass ein junger Feuerländer ebenso viele Worte kannte, wie Shakespeare je geschrieben hat.

Fast alle Feuerländer von Navarino Island sind Mischlinge, doch ich bin einem alten Mann begegnet, Grandpa Felipe, der angeblich beinahe reinrassig war. Er war ein zerbrechlicher alter Mann, den ich antraf, als er gerade sein Krabbennetz flickte. Er war nie sehr kräftig gewesen. Er hatte seine Frau sterben sehen — und alle seine Kinder.

«Es war die Seuche», sagte er — und wann immer er das Wort epidemias aussprach, klang es wie ein trauervoller Refrain. Die Feuerländer waren im Umgang mit dem Kanu so geschickt wie die Eskimos.

Eineinhalb Jahre später, als «In Patagonien» im Druck war, besuchte ich die Insel Steepholm im Bristolkanal. Mein Begleiter war ein Naturforscher, über achtzig Jahre alt. Der Zweck unserer Reise war es, die Päonie in Blüte zu sehen, die von Mönchen als Heilkraut vom Mittelmeer hierhergebracht worden sein soll. Ich erzählte meinem Freund die Geschichte, laut der im neunzehnten Jahrhundert ein Schwarzbrauner Albatros einem Schiff nördlich des Äquators gefolgt war. Sein Orientierungsmechanismus war ausgefallen. Er war auf einem Felsen in den Färöern gelandet, wo er über dreissig Jahre lang lebte und als «König der Tölpel» bekannt war. Der Honorable Walter Rothschild war dorthin gepilgert, um ihn zu sehen. Am Ende wurde er erschossen, ausgestopft und im Museum von Kopenhagen ausgestellt.

«Aber es gibt einen neuen Albatros», sagte der alte Mann. «Ein Weibchen. Letztes Jahr war sie auf Bass Rock, und ich glaube, dass sie nach Hermaness übergesiedelt ist.»

Hermaness, an der Spitze von Unst in Shetland, ist das äusserste Kap der Britischen Inseln.

Aus meiner Wohnung in London rief ich den Shetlander Ornithologen Bobby Tullock an.

«Es stimmt, sie ist in Hermaness. Sie hat sich zwischen den Tölpeln ein Nest gebaut und hockt dort voller Stolz. Warum kommen Sie nicht und sehen sie sich an? Sie finden sie auf dem West Cliff. Sie können sie nicht verfehlen.»

Ich sah auf meine Uhr. Es war neun. Ich konnte rechtzeitig King's Cross Station erreichen, bevor der Nachtzug nach Aberdeen abfuhr. Ich zog meine Stiefel an und packte eine Tasche.

In der U-Bahn kam es zu einer Panne. Beinahe hätte ich den Zug verpasst. Im allerletzten Moment erreichte ich den Bahnsteig. Der Schlafwagenschaffner war ein weisshaariger Schotte mit einem verwitterten Gesicht und trug eine braune Uniform mit goldenen Litzen. Neben ihm wartete ein kleiner, dunkelhäutiger junger Mann. Ich war ausser Atem.

«Haben Sie ein Bett?» fragte ich.

«Ja», sagte der Schlafwagenschaffner. «Wenn Sie nichts dagegen haben, die Kabine mit dem da zu teilen!»

Er zeigte mit dem Daumen auf den kleinen Mann.

«Natürlich nicht», sagte ich.

Der Mann schwang sich auf das obere Bett. Ich versuchte, mit ihm zu sprechen. Ich versuchte es mit Englisch, Französisch, Italienisch, Griechisch. Vergeblich. Ich versuchte es mit Spanisch, und es klappte. Ich hätte es ahnen sollen. Er war ein Indio.

«Von wo sind Sie?» fragte ich.

«Chile.»

«Ich bin in Chile gewesen. Aus welcher Gegend?»

«Punta Arenas.»

«Punta Arenas an der Magellanstrasse ist die südlichste Stadt der Welt».

«Ich war dort», sagte ich.

«Ich komme aus Punta Arenas. Aber ich bin dort nicht zu Hause.

Mein Zuhause ist Navarino Island.»

«Sie müssen Grandpa Felipe kennen.»

«Es mi tío. Er ist mein Onkel.»

Dank ihres ungewöhnlichen Balancevermögens hatten der junge Mann und sein Bruder in Punta Arenas Arbeit gefunden: sie füllten die Leuchtbogen am Eingang der Magellanstrasse mit Brennstoff auf. Bei jedem Seegang sprangen sie auf die Boje und steckten den Brennstoffhahn hinein. Nach Allendes Sturz wurde der Bruder von einer amerikanischen Ölgesellschaft angestellt und nutzte sein Talent auf Bohrinseln vor der Küste. Die Gesellschaft hatte ihn zu den Bohrinseln in der Nordsee geschickt. Er hatte seinen Bruder aufgefordert, ihm nachzukommen. Jeder von ihnen würde sechshundert Pfund in der Woche verdienen.

Ich erzählte ihm, dass ich in den Norden fuhr, um einen Vogel zu sehen, der aus seinem Land davongeflogen war. Die Geschichte war ihm ein Rätsel.

Zwei Tage später lag ich auf dem West Cliff vor Hermaness und beobachtete das Albatros-Weibchen durch ein Fernglas: eine schwarze Ausnahme in einem schneeweissen Feld von Tölpeln. Sie sass, Kopf und Schwanz hoch aufgerichtet, auf ihrem Nest aus Schlamm, auf ihrem Haufen unbefruchteter Eier.

Auch mir ist diese Geschichte ein Rätsel.

Chatwins Reisebücher sind voll von solchen Merkwürdigkeiten, es scheint, als zögen sie ihn geradezu magisch an. Doch er destilliert daraus keine Philosophie des Wunderbaren, wie zum Beispiel ein anderer Schriftsteller, der Reisebücher und Reisetagebücher in Fülle verfertigt hat: *Ernst Jünger,* von dem ein umfangreicher Essay Chatwins in diesem Band handelt. Chatwin erklärt, was ihm so merkwürdig begegnet, rational, während Jünger dazu neigt, es bei der Oberfläche seiner Beobachtung zu belassen, um seine metaphysischen und geschichtsphilosophischen Ableitungen und Behauptungen durch faktische Erkenntnisse nicht entkräften zu müssen. Chatwin geht den Dingen auf ihren vernünftigen Grund, er sucht ihn in der erfahrbaren und erlebbaren Wirklichkeit ebenso wie in der Geschichte — auch Chatwin ist, wie Jünger, ein Bücherfresser, aber auch da hält er sich lieber an die Realien als an wundersame Mären, kennt und nennt anthropologische, naturkundliche, ethnologische Werke, oder Chroniken.

Chatwins Interesse an Jünger — ebenso wie das an *André Malraux,* dem auch ein grosser Essay dieses Bandes gilt — hängt vermutlich mit dessen Ruf als «Täter-Dichter» zusammen, wie *Armin Mohler* Jünger, und übrigens auch Malraux, einmal genannt hat. Mohler meinte damit Schriftsteller, deren Handeln mit ihrem Werk geradezu osmotisch verbunden sei. Das bezieht sich bei Jünger vor allem auf sein Handeln als Krieger: als kämpferischer Frontoffizier im Ersten Weltkrieg, als Besatzungsoffizier in Paris im Zweiten Weltkrieg — beiden aktiven Einsätzen verdankt sich ein wesentli-

cher Teil des Jüngerschen Werks. Dieses Interesse liegt nahe, denn auch Chatwin ist ja ein Schriftsteller, dessen Werk sich im wesentlichen aus aktiv gestilltem Erlebens- und Erfahrenshunger speist. Aber welch grundsätzlicher Unterschied zwischen beiden: auf der einen Seite der neugierige Wanderer Chatwin, der das, was er wandernd wahrnimmt, auf bestechend konkrete Weise darzustellen bemüht ist, und auf der anderen Seite ein Schriftsteller, der seine Beobachtungen in geschichtsphilosophische Spekulationen und metaphysische Dekrete überführt und der nicht an Erkenntnis von Welt, sondern an deren zweifelhafter Deutung und am schönen Schein seiner Prosa interessiert ist. Chatwins Essay über Ernst Jünger ist denn auch mit *«Ein Ästhet im Krieg»* überschrieben — er gehört zum Besten, was über diesen Autor publiziert wurde, denn er trifft den Nerv der Jüngerschen Autorschaft:

Er schreibt eine harte, klare Prosa. Vieles hinterlässt beim Leser den Eindruck von unerschütterlicher Selbstachtung des Autors, von Dandytum, von Kaltblütigkeit und letzten Endes von Banalität. Doch noch in den uninteressantesten Passagen leuchten plötzlich aphoristische Genieblitze auf, und die quälendsten Beschreibungen werden durch eine Sehnsucht nach menschlichen Werten in einer entmenschlichten Welt gemildert. Das Tagebuch ist die vollendete Form für einen Mann, der eine dermassen scharfe Beobachtungsgabe mit einer anästhesierten Sensibilität in sich vereinigt.

Jüngers erstes Buch waren die 1920 erschienenen «Stahlgewitter»:

«In Stahlgewittern» machte ihn zum Helden einer Generation junger Offiziere, die alles gegeben hatten und am Ende bestenfalls das Eiserne Kreuz davontrugen. Gide pries es als «das schönste Kriegsbuch, das ich je las». Tatsächlich ähnelt es keinem anderen Buch der damaligen Zeit — keine Spur von den pastoralen Meditationen eines Siegfried Sassoon oder Edmund Blunden, kein Anflug von Feigheit wie bei Hemingway, kein Masochismus wie bei T. E. Lawrence und kein Mitleid wie bei Remarque. Statt dessen brüstet sich Jünger mit seinem Glauben an den «elementaren» Instinkt des Menschen, andere Menschen zu töten — ein Spiel, das, richtig gespielt, einem Kodex ritterlicher Regeln entsprechen muss. (...) Am Ende steht man da mit einem Bild vom Krieg als einem grausamen, aber durchaus fairen Jagdausflug. «Gewaltiger Fang!» ruft er aus, als sie hundertfünfzig Gefangene machen. Oder: «In die Zwickmühle geratene Engländer versuchten, über freies Feld zu entkommen und wurden niedergeschossen wie bei einer Treibjagd.»

Seine Teilnahme am Zweiten Weltkrieg hat Jünger in dem umfangreichen Tagebuch «Strahlungen» beschrieben:

(...) Der deutsche Titel «Strahlungen» will besagen, dass der Autor «Licht einfängt, das auf den Leser reflektiert». Es ist fraglos das merkwürdigste literarische Werk, das aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen ist, bei weitem merkwürdiger als alles, was Céline oder Malaparte geschrieben haben. Jünger reduziert den Krieg auf eine Reihe halluzinatorischer Prosagedichte, in denen die Dinge zu atmen scheinen und die Menschen sich wie Automaten — oder bestenfalls wie Insekten — verhalten. Wenn er also seinen Blick auf das besetzte Paris richtet, ähnelt das Ergebnis einem Diorama in der entomologischen Abteilung eines naturhistorischen Museums.

Chatwin hat Jünger 1976 besucht:

(...) ein merkwürdiges Erlebnis. Mit achtzig hatte er zwar schneeweisses Haar, aber den Schwung eines äusserst lebhaften Schuljungen. Sein Lachen war leicht und gakkernd, und wenn er nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand, neigte er zu Zerstreutheit. (...) Jüngers (...) Quartier (...) hatte das spartanische Aussehen eines Soldatenbunkers, mit Vitrinen für seine Käfer (...) und einem Meer von Erinnerungsstücken —

Fossilien, Muscheln, Helmen aus beiden Weltkriegen, Tierskeletten und einer Sammlung von Sanduhren. (...)

Wenn ich gehofft hatte, er würde mir weitere Erinnerungen vom Paris während der Besatzung mitteilen, so wurde ich enttäuscht. Er beantwortete meine Fragen, indem er schlicht Auszüge aus seinem Tagebuch zitierte, wenn er auch gelegentlich zum Aktenschrank eilte und mit irgendeiner pièce justificative zurückkam. Eine davon war ein Brief seines Freundes Henri de Montherlant, der eine Bemerkung Tolstois zitierte: «Es hat keinen Sinn, einen grossen Schriftsteller zu besuchen, denn er ist in seinem Werk verkörpert.» Da ich an Montherlant interessiert war, konnte ich das Gespräch etwas ausdehnen, und wieder kam er vom Aktenschrank zurück, diesmal eine ziemlich fleckige Fotokopie schwenkend, auf der geschrieben stand:

> *«Le suicide fait partie du capital de l'humanité.»*
> (Der Selbstmord gehört zum Kapital der Menschlichkeit.)
> Ernst Jünger, 8. Juni 1972

Dieser Aphorismus Jüngers stammt aus den dreissiger Jahren, und es heisst, dass Alfred Rosenberg einmal gesagt habe: «Es ist ein Jammer, dass Herr Jünger aus seinem Kapital keinen Nutzen zieht.» Doch man muss sich die Szene so vorstellen:

Montherlant, an Krebs erkrankt, sterbend, sitzt in seiner Wohnung am Quai Voltaire, umgeben von seiner Sammlung griechischer und römischer Marmorstatuetten. Auf seinem Tisch eine Flasche Champagner, ein Revolver, ein Füllfederhalter und ein Blatt Papier. Er schreibt: «Le suicide fait partie ...» Peng!

Die Flecken waren fotokopiertes Blut.

Mit ein paar Strichen skizziert Chatwin hier am Schluss seines Essays die Figur Ernst Jüngers, und zwar vor einem bei seinem Besuch unausgesprochen gebliebenen Hintergrund, den er gleichsam ergänzend imaginiert, als wolle er seiner Analyse der Texte Jüngers noch ein bestätigendes Bild des konkreten Menschen hinzufügen — und das Bild stimmt, es vermittelt einen nachhaltigen Eindruck von jener makabren Mitleidlosigkeit und Kälte, die den, nicht nur vom Kriege handelnden, Büchern Jüngers eigen ist. Chatwin lässt den Leser in seinem Jünger-Essay die eigene Ferne von dessen Werk und Existenz deutlich spüren, ohne doch je ironisch zu werden — Ironie gehört nicht zu Chatwins wesentlichen schriftstellerischen Instrumenten.

Das zeigt auch der Essay über Malraux, in dem er freilich eine Figur beschreibt, die ihm vielleicht deswegen so nahe ist, weil es solche Männer wie diesen Schriftsteller nicht mehr gibt, weil sie, wie *de Gaulle* als Politiker, mit dem Malraux freundschaftlich verbunden war, in ihrer unverwechselbaren Art einer vergangenen Zeit angehören, was Chatwin bedauert und weshalb er, auch, über sie schreibt:

Beide (de Gaulle und Malraux) waren Intellektuelle und Abenteurer mit Sinn für militärischen Ruhm, wenn letzterer bei Malraux auch weniger ausgeprägt war. Beide waren fasziniert von der Ausübung der Macht und von der Rolle des archetypischen Helden, der sein Land rettet; auch teilten beide den Glauben an nationale Errettung durch Katastrophen. Die französische Sprache begeisterte sie, und die Hyperbel war ihre natürliche Ausdrucksform. Sie waren den Wertvorstellungen ihrer Klasse entfremdet und verachteten Politiker und Industrielle. Ohne den Versuch zu machen, sich in die Welt der Arbeiter zu begeben, bekundeten sie Mitgefühl für deren Lage, da sie in die Falle der Maschinenzivilisation des zwangzigsten Jahrhunderts geraten waren. (...)

Was Malraux zu einer grossen Gestalt macht, sind nicht unbedingt seine rhetorische Begabung oder seine Schriften. Sein Leben ist das Meisterwerk. Er hat die Ängste und Hoffnungen des Westens im zwanzigsten Jahr-

hundert durchlebt und hat überlebt. Er führt die prophetische Einsicht an, dass der Mensch (allein, nun da die Götter gegangen sind) die Gefahr seiner Vernichtung überdauern und dass es weiterhin grosse Menschen mit all ihren Fehlern geben werde. Allerdings gilt es hier, einige Schwierigkeiten einzuräumen. Malraux lebt in der mythischen Gegenwart. Er vermischt absichtlich das Ereignis mit der archetypischen Situation. Alexander der Grosse, Saint-Just, Dostojewski, Michelangelo und Nietzsche sind seine intellektuellen Gefährten, und er steht mit ihnen auf vertrautem Fuss. Legendäre Gestalten nehmen Form an, Kunstwerke werden lebendig, moderne Menschen lösen sich in Mythen auf.

Das sind Namen, die auch in Jüngers Werk zählen — aber museal, allenfalls als Zitatbrüche. Chatwin schildert Malraux als genau jenen Solitär, der Jünger gern sein möchte:

Malraux ist allein. Er kann keine Anhänger haben. Er hat sich nie den Luxus eines endgültigen politischen oder religiösen Credos erlaubt, und für das disziplinierte Leben des Akademikers ist er zu rastlos. Er ist nicht klassifizierbar, was in einer Welt der Ismen ebenfalls unverzeihlich ist. Sein Wissen schreitet an allen Fronten voran. Es handelt sich um die Technik der intellektuellen Guerilla. Solange alles gutgeht, blendet er seinen Gegner mit Brillanz und lässt vor dessen Nase Ladungen hochgehen. Mit einer überlegenen Meinung konfrontiert, weicht er zurück, schert in einem schiefen Winkel aus und lockt den Gegner in den Sumpf des Halbwissens, bevor er den entscheidenden Angriff führt. Für seine Widersacher hält er eine Drohung bereit: er ist imstande, ihnen jederzeit recht zu geben.

Auch dieser Essay endet mit der Beschreibung eines Besuchs bei Malraux und eines Gesprächs mit ihm — und es scheint, als träfen sich beide, Chatwin und Malraux, an beider gleichem existentiellen Angelpunkt:

Und wie waren die Aussichten für einen Abenteurer heutzutage? Er glaubte nicht, dass das Wort viel Sinn habe. Eine schwache Möglichkeit gebe es vielleicht in Zentralasien (...) «Aber», sagte er traurig, «in Samarkand gibt es Wohnblocks.» Wir beendeten das Gespräch mit Afghanistan, mit seinen blassgrünen Flüssen und buddhistischen Klöstern, wo Adler über den Zedernwäldern kreisen und Stammesangehörige wie zu Zeiten Alexanders kupferne Hellebarden tragen und sich Weinblätter um den Kopf winden. «Und Tibet», sagte er, «es bleibt immer noch Tibet...»

Tibet, Afghanistan, die Wolga, Indien, Afrika — Länder, Flüsse, Kontinente, die Chatwin gesehen, die er intensiv bereist hat, von denen alle seine Bücher handeln, und von alledem erzählt auch dieser Band wie von versunkenen Schätzen. Und von Menschen: 1973 besuchte er die grosse alte Dame der Modebranche *Madeleine Vionnet* in Paris, 1975 die alte deutsche Mathematikerin und Geographin *Maria Reiche,* die in der peruanischen Wüste allein ihre Forschungen und Vermessungen betreibt, 1973 in Moskau den alten russischen Architekten *Konstantin Melnikow,* der in den zwanziger Jahren berühmt war — alte Menschen, die alle ihre Geschichte haben, welche längst vorüber ist.

Dieser Band, den Chatwin noch selbst zusammengestellt hat, focussiert Chatwins Schriftstellerei; denn alles, was Chatwin als schreibender «Wanderer» durch die Welt (und dabei immer begleitet von Literatur) getrieben und was ihn umgetrieben hat, glänzt hier gleichsam in Splittern auf. Und ist deshalb selbst eine Antwort auf die Frage im Titel: «Was mache ich hier».

1988 erinnerte sich Chatwin in einer kleinen Geschichte — *«Der Bei»* — einer schon lange zurückliegenden Begegnung. Dieser Bei war

ein anachronistischer älterer Herr in einem schwarzen Mantel mit einem Astrachankragen, einem schwarzen Gehstock mit Silberknauf in der Hand. Seine Sirupaugen und sein gestriegelter Schnurrbart wiesen ihn als ein Überbleibsel des Osmanischen Reiches aus.

Chatwin traf ihn erstmals, als er noch Botenjunge im Dienste des Kunstauktionshauses Sotheby's in London war, und er hat mit dem Bei dann über einige Jahre hin Kunstgegenstände gehandelt, privat und durchaus profitabel, und vielleicht auch ein wenig ausserhalb der Legalität. Jedenfalls schreibt Chatwin:

Sein Leben, vermute ich, war ein bisschen das eines Schwindlers.

Und:

Ich schreibe über den Bei, weil es Menschen seiner Art nie mehr geben wird.

Von solchen Menschen vor allem erzählt dieses Buch, und von Reisen durch Landschaften, die ebenfalls im Vergehen sind — auch darin wiederholt es in kleinen Formen, was Chatwin in der grossen Form seiner anderen Bücher unternahm: aufbewahren für die Erinnerung, was der realen Welt, was unseren konkreten Erfahrensmöglichkeiten verlorengeht, oder längst schon verloren gegangen ist.

Heinz Ludwig Arnold

[1] Bruce Chatwin, Was mache ich hier. Aus dem Englischen von Anna Kamp. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1991.

Marina Cvetaevas letzte Jahre

Eine russische Dichterin

«Die letzten Jahre der Marina Cvetaeva» — mit *«Die letzten Jahre»* ist die kurze Zeitspanne vom Juni 1939 bis August 1941 gemeint. Knappe sechsundzwanzig Monate dienen als Standfläche, von der aus die tragische Lebensgeschichte der russischen Lyrikerin punktuell beleuchtet wird.

Marija Belkina, die Autorin der in Anführungszeichen zu setzenden «Biographie», ist die Gattin des russischen Literaturkritikers *Anatolij Tarasenkov*[1]. Sie lernte die Dichterin kennen, als diese 1939 aus dem Exil nach Moskau zurückkehrte. Ein Tagebuch über die Begegnungen hat sie nicht geführt und deshalb, so gesteht sie im Einführungskapitel, seien ihre Aufzeichnungen chaotisch, nachlässig, und es fehle häufig das genaue Datum. Das Material, das sie für das vorliegende Buch zusammengetragen hat, stammt aus Briefen, aus Berichten von Leuten, mit denen Marina Cvetaeva Kontakt hatte und aus persönlichen Gesprächen mit der Tochter und dem Sohn. Alles, was sie nach dem Freitod der Dichterin in Erfahrung bringen konnte, prüft und kommentiert sie und korrigiert etliche Fehlmeinungen, die bisher wegen ungenügender Quellen nicht zu vermeiden waren.

Wie hat Marija Belkina die vielen mündlichen und schriftlichen Informa-

tionen über die Dichterin geordnet? Statt einer direkten Antwort eine Empfehlung: Die Lektüre dieser eigentümlich unsystematischen Mischung von Zeitdokument und Biographie bringt dann den grössten Gewinn, wenn wir entweder die wichtigsten Lebensdaten der Marina Cvetaeva im Kopf haben oder sie uns auf der Innenseite des Buchdeckels notieren. Ich denke mir eine Übersicht in folgender Art: Die Mutter der 1892 geborenen Marina Ivanovna Cvetaeva war eine hochbegabte Musikerin. Der Vater, Professor für Kunstgeschichte an der Moskauer Universität, war der Gründer des ersten öffentlichen Kunstmuseums dieser Stadt, des heutigen Puschkin-Museums. Das geistige Milieu im Haus Cvetaeva war stark westlich orientiert. Der Traum der Mutter, ihre Tochter zur Pianistin auszubilden, erfüllte sich trotz langer, beidseitiger Anstrengung nicht.

Marina Ivanovna schreibt als Sechsjährige ihre ersten Gedichte in Russisch und in Deutsch. Im Jahre 1902 erkrankt die Mutter an Tuberkulose und reist, begleitet von den zwei Töchtern, an die italienische Riviera und in die Schweiz zur Kur. Marina besucht Privatschulen in Lausanne und in Freiburg im Breisgau. Nach dem Tode der Mutter (1906) tritt Marina ins Gymnasium in Moskau ein; später, während eines Pariser Aufenthaltes (1909), hört sie an der Sorbonne Vorlesungen über altfranzösische Literatur; ein Jahr nachher erscheint ihr erster Lyrikband. 1912 Heirat mit Sergej Efron. Es folgen regelmässige Veröffentlichungen poetischer Texte. 1917 schliesst sich Efron den Gegnern der Revolution an; er muss sich ins Ausland absetzen. Marina Cvetaeva bleibt allein mit zwei kleinen Töchtern in Moskau; die jüngere stirbt an Unterernährung. Im Sommer 1922, auf die Nachricht, Sergej Efron halte sich in der Tschechoslowakei auf, reist Marina über Berlin nach Prag. 1925 Geburt des Sohnes Georgij; im selben Jahr zieht die Familie nach Paris und wohnt zuerst in der Stadt, später in der Umgebung. Sergej Efron ist wegen seiner politischen Tätigkeit gezwungen, Frankreich zu verlassen; er kehrt 1937 mit der Tochter Alja nach Moskau zurück. Zwei Jahre darauf folgen Marina und der vierzehnjährige Sohn nach. (Klugerweise deponierte die Dichterin ihr literarisches Werk in Basel.) Während weniger Wochen lebt die Familie in einer unwirtlichen, bewachten Datscha. Sergej und die Tochter werden verhaftet. Über den Tod Sergejs ist nichts Genaues bekannt; Alja wird nach dem Gefängnisaufenthalt in ein Lager geschickt.

Marina Cvetaeva bestreitet den Lebensunterhalt für sich und Georgij, genannt «Mur», mit Übersetzungen. Im Juli 1941 werden Dichter und Schriftsteller aus Moskau nach Elabuga evakuiert. Im August wählt Marina den Freitod.

Das dichterische und das essayistische Werk lässt sich in zwei Phasen gliedern, in die erste, die Moskauer Zeit, in der vorwiegend Lyrik und einige zum Teil erst postum veröffentlichte Dramen entstehen. In der zweiten Phase, das heisst, in den zwanziger und dreissiger Jahren schreibt Marina Cvetaeva, ausser Gedichten und Versepen, literarische Essays und autobiographische Prosa. Mit Übertragungen aus der deutschen, französischen und englischen Literatur beschäftigt sie sich seit ihrer Jugend. Die Übersetzertätigkeit in den letzten zwei Jahren verhindert das freie schöpferische Schaffen gänzlich.

Zur Charakterisierung von Marina Cvetaevas Stil zitiere ich *Wolfgang*

Kasack: «Für ihre Dichtung ist ein revolutionäres Auflehnen gegen die überkommenen Formen typisch. Sie bildet aus einzelnen Wörtern neue Wortfamilien, sie schafft Parallelstrukturen mit gleichen Präfixen vor bekannten und neugeschaffenen Verben, sie entwickelt ein ungewöhnliches Gefühl für die Gegenüberstellung sich anziehender und sich abstossender Wörter, sie formt Klangrhythmen zwischen Versen und Strophen, sie schätzt elliptische Verdichtung — ihr Spiel mit der Sprache bleibt Suchen nach dem Bestmöglichen durch Ungewöhnlichkeit.»

Wenn wir uns den Lebenslauf und das Werk dieser Frau vor Augen halten, wird uns klar, dass es unsinnig wäre, ja unmöglich ist, ausschliesslich über ihre bittersten Jahre zu schreiben. Man kann eine Persönlichkeit nicht allein in ihrer erbärmlichsten Situation ergründen. Marija Belkina stellt daher, einem «roten Faden» entlang, nämlich von der Ankunft in Moskau 1939 bis zum tragischen Ende in Elabuga, Verbindungen zur Vergangenheit her. Aus der Fülle ihres gesammelten Materials zitiert sie beispielsweise aus dem Notizheft der Dichterin, das Aufzeichnungen aus der Datscha enthält. Da steht: *«Meine Einsamkeit. — Spülwasser und Tränen. Der Oberton — der Unterton von allem ist — Grauen.» — «Spülwasser und Tränen»* gehören schon in der Emigration zu ihrer Lebenswirklichkeit. In einem Brief aus der Pariser Zeit lesen wir: *«Mir ist — Jahr um Jahr* (1917—1927) *— nicht der Verstand abgestumpft, sondern die Seele. Eine erstaunliche Beobachtung: gerade für Gefühle braucht man Zeit, nicht für Gedanken. Der Gedanke ist ein Blitz, das Gefühl ein Strahl von einem sehr weit entfernten Stern. Für das Gefühl braucht man Musse, es kann unter Angst nicht leben.»*

Von der Oktoberrevolution an, mit Ausnahme der Prager und der ersten Pariser Jahre, hatte Marina Cvetaeva unter existentiellen Bedrohungen zu leiden. Gegen materielle Schwierigkeiten hatte sie zu kämpfen. Als Dichterin wurde sie von bedeutenden, doch von wenigen Zeitgenossen anerkannt. Unter den Exilrussen fühlte sie sich schon Ende der zwanziger Jahre isoliert. Im engen Lebenskreis fand sie keine Ruhe. Unerschütterlich war ihre Liebe zu den Kindern. Seltsam zwanghaft erscheint ihre Bindung an den Gatten; unzählige Male verliebte sie sich in andere Männer und in Frauen, aber von ihm wollte und konnte sie sich nicht lösen. In einem Brief an seine Schwester schreibt *Sergej Efron,* er sei für Marina *«Rettungsring und Mühlstein am Hals»* zugleich. Die Tochter Alja hat die Ehe ihrer Eltern als eine *«Gemeinschaft der Einsamkeiten»* bezeichnet. Am treffendsten charakterisiert Sergej seine leidenschaftliche Frau. Es sei für sie eine unbedingte Notwendigkeit geworden, sich völlig ihrem Orkan hinzugeben, wer den Orkan entfache, sei nicht wichtig, schreibt er und präzisiert: *«Sie denkt sich einen Menschen aus, und der Orkan bricht aus. Wenn sie schnell erkennt, wie nichtig und beschränkt der Urheber dieses Orkans ist, gibt sich Marina einer orkanhaften Verzweiflung hin. Ein Zustand, der das Auftauchen eines neuen Urhebers begünstigt.»* Die Personen, die der Dichterin nahestehen, erkennen in ihrer Gefühlswelt einen ungestümen Wechsel von Verzweiflung und Begeisterung, und gleichzeitig konstatieren sie ihren *«klaren, kalten (fast voltaireartig zynischen) Verstand».*

Marina Cvetaeva hat ihre innere Gespaltenheit gespürt und sie als Impetus zum schöpferischen Gestalten

ertragen. In einem Brief an *Rilke* schreibt sie: *«Ich bin viele, verstehst Du? Vielleicht unzählbar viele! (Unersättliche Vielheit!)»*. Und in einem Brief an *Pasternak: «Wenn ich schreibe, denke ich an nichts anderes als an die Sache. Dann, wenn ich sie zu Ende schreibe — denke ich an Dich...»*

«An die Sache denken», das bedeutet an der *«Sache»*, sei es Lyrik, sei es Prosa, oder sei es eine Übersetzung, so lange zu arbeiten, bis die Form stimmt. Schon in einem der vier Lyrikbände, die 1922/23 herausgekommen sind, gibt sie das Motto an, von dem sie nie abweichen wird: *«Keine Honorare, keine Notwendigkeit werden mich dazu zwingen, ein Manuskript abzugeben, bevor der letzte Punkt gesetzt ist, und der Zeitpunkt dieses Punktes ist nur Gott bekannt.»* Das Übersetzen, so äussert sie sich 1929, gelinge ihr nur dann, wenn sie den ganzen Weg, den der Dichter zurückgelegt habe, noch einmal zurücklege. Sie hat u.a. *Rilke, Shakespeare und Lorca* übertragen. Von *Baudelaires «Le voyage»* schuf sie zwölf Varianten, mit keiner war sie zufrieden. Auch als sie in den letzten zwei Russlandjahren auf Auftrag arbeiten musste, gehorchte sie ihrem Künstlergewissen. Zwanzig Zeilen, manchmal weniger, gelangen ihr pro Tag trotz ihrer ungewöhnlichen Sprachbegabung. Sie übertrug damals aus dem Tschechischen, Serbischen, Kroatischen, Bulgarischen, dem Grusinischen, aus dem Polnischen, insgesamt aus über zehn Idiomen. Als der Krieg ausbrach, war sie mit Lorca beschäftigt. Bald waren Übersetzungen nicht mehr gefragt, sie verlor ihre einzige Einnahmequelle. *«Wie gern würde ich jetzt mit Majakowskij tauschen»*, soll sie in jenen Tagen gesagt haben. Der alte Gedanke, ihrem Leben selbst ein Ende zu setzen, bekam mehr und mehr Gewicht.

Anna Achmatova, die Zeitgenossin, ist überzeugt, dass Marina Cvetaeva nicht in einem Moment seelischer Depression aus dem Leben geschieden ist, sondern, so hat sie sich in einem Gespräch ausgedrückt: *«Die Zeit hat sie getötet, hat uns getötet. Gesund waren wir — wahnsinnig war die Umgebung: die Verhaftungen, die Erschiessungen, die Verdächtigungen, das Misstrauen gegen alle und alles.»*

Marija Belkina schildert diese Epoche bis ins kleinste realistische Detail. Vor der grauenvollen Zeitkulisse entsteht in einzelnen, nicht chronologisch aufeinanderfolgenden Szenen das Lebensbild der Marina Cvetaeva. Nach der Schlussszene wird in einem Sonderkapitel der Lebenslauf des Sohnes gezeigt. In seinen Tagebüchern und Briefen und in den Zeugnissen Dritter spiegelt sich das zeitweise schwierige Verhältnis zwischen den beiden. Mur (der Name stammt von E.T.H. Hoffmanns Erzählung «Kater Murr»), ist genau wie seine Mutter nirgends richtig zu Hause. *«Hier»*, so gesteht sich Marina Cvetaeva nach ihrer Rückkehr nach Moskau, *«bin ich fremder als dort* (Frankreich). *Als ich dort war, hatte ich wenigstens in meinen Träumen eine Heimat.»* Mur schreibt in seinem Tagebuch, er möchte sein ganzes Leben der «Propagierung» der französischen Kultur in Russland und der russischen Kultur in Frankreich widmen. Im Jahre 1944 fällt der Neunzehnjährige an der Front.

Schamma Schahadat gibt in ihrem interessanten Nachwort von einigen Werken das Publikationsjahr und die Rezeption in den damaligen literarischen Kreisen an. Sie zitiert u.a. aus Marina Cvetaevas Einleitung zu einer

Gedichtsammlung folgendes: *«Wir lassen alles hinter uns. In fünfzig Jahren werden wir alle unter der Erde sein. Neue Gesichter werden unter dem ewigen Himmel leben. Deshalb möchte ich denen, die noch leben, zurufen: Schreibt, schreibt mehr! Haltet jeden Moment, jede Geste, jeden Atemzug fest! Doch nicht nur die Geste — auch die Form der Hand, die sie ausführte; nicht nur den Atemzug — auch die Öffnung der Lippen, durch die er, kaum sichtbar, entweicht.»*

Als die Dichterin in der verruchten, verlogenen Zeit am Sinn des Lebens verzweifelte, hörte sie auf zu schreiben — zu leben.

Elise Guignard

[1] Marija Belkina. Die letzten Jahre der Marina Cvetaeva. Aus dem Russischen von Schamma Schahadat und Dorothea Trottenberg. Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1991. Die editorische Notiz vermerkt: Die ersten neun Kapitel sind von Schamma Schahadat übersetzt, das zehnte, «Mur», von Dorothea Trottenberg. Im Einverständnis mit der Autorin Marija Belkina ist der Text gekürzt, der Anmerkungsapparat hingegen erweitert worden. — Er dürfte noch ausführlicher sein.

Das Flüchtlingsproblem — eine Zeitbombe?

Kein Zweifel kann darüber bestehen, dass das Flüchtlingsproblem zu den *brennenden Aktualitäten* der Gegenwart gehört. Und dies insbesondere deshalb, weil es Dimensionen angenommen hat, die im eigentlichen Sinne des Wortes als *global* bezeichnet werden müssen. Das *Schweizerische Institut für Auslandforschung* hat es aus diesem Grunde zum Thema eines Vortragszyklus' gemacht, der im Wintersemester 1990/91 an der Universität Zürich durchgeführt worden war. International bekannte Experten haben das Flüchtlingsproblem aus den verschiedensten Blickwinkeln analysiert und bewertet. Diese Vorträge liegen nun in Buchform vor[1].

Weder die Problemanalysen noch die gegenwärtig diskutierten Therapien, die in diesem Sammelband kompetent behandelt werden, stimmen zuversichtlich; vielmehr deuten alle Aufsätze auf die Existenz eines höchst *komplexen Phänomens* hin, dem die Politik sowohl auf nationaler wie auf internationaler Ebene weitgehend hilflos gegenübersteht. Im Ursachendiagramm mischen sich die verschiedensten Einflussfaktoren: lokale Konflikte, autoritäre Herrschaftsformen, fundamentalistische Strömungen, Spannungen zwischen verschiedenen Rassen, ungelöste Nationalitäten- und Minoritätsfragen, prekäre wirtschaftliche Zustände, Bevölkerungsexplosionen in einzelnen Regionen der Erde und Bevölkerungsimplosionen in andern. Die Autoren sind sich einig in der Erkenntnis, dass das Intensitätsmaximum der Flüchtlingswellen noch nicht erreicht ist; realiter ist mit einer *Verschärfung* der mit den Flüchtlingsströmen verbundenen Konsequenzen zu rechnen. Die Politik aber hat sich bisher weder auf der nationalen noch

auf der internationalen Ebene auf eine Strategie einzuschiessen vermocht, die Aussicht auf eine auch nur annähernd zufriedenstellende Problemlösung versprechen würde. Vielmehr handelt es sich um weitgehend konzeptionslose, pragmatische, auf die Linderung der menschlichen Not zielende Feuerwehrübungen. Sie haben keine Chance, das Übel an der Wurzel zu packen. Die Einwanderungsländer kaprizieren sich auf Vorgehensweisen, die sich bei Lichte betrachtet in mehr oder weniger aggressive *Abwehrstrategien* auflösen, denen auf dem politischen Parkett ein humanitäres Mäntelchen umgehängt wird. Natürlich lassen sich auch für dieses Verhalten triftige Gründe ins Feld führen.

Es ist anzunehmen, dass das Flüchtlingsproblem mit dem *Zusammenbruch der kommunistischen Staatsordnungen* in Osteuropa noch eine Akzentuierung erfahren wird; aus eingehenden Untersuchungen geht hervor, dass das «osteuropäische Auswanderungspotential» als sehr gross veranschlagt werden muss. Und dies nicht zuletzt deshalb, weil die kommunistischen Regimes ein gesellschaftliches und wirtschaftliches *Trümmerfeld* hinterlassen haben, von dem für viele Menschen eine *existentielle Bedrohung* ausgeht. Die Triebfedern für eigentliche Flüchtlingsbewegungen sind in politischen, ethnischen, religiösen, wirtschaftlichen oder ökologischen Bedingungen zu orten, die als *ausweglos* empfunden werden; bestehen in den angestammten Wohnregionen keine Alternativen, so werden die in solchen Situationen lebenden Menschen eben mit allen Mitteln versuchen, in ein anderes Land zu gelangen. Mit einiger Sicherheit ist anzunehmen, dass die Auflösungserscheinungen, von denen insbesondere die Sowjetunion und Yugoslawien betroffen sind, Binnenwanderungen auslösen werden, die sich auch in einen zwischenstaatlichen «Überlauf» ergiessen können.

Mit diesen Perspektiven stellt sich weiter die Frage, ob die «klassischen» Einwanderungsländer gegenüber Asylanten noch das Postulat aufrechtzuerhalten vermögen, dass an Leib und Leben bedrohte politische Flüchtlinge unter allen Umständen mit einer Aufnahme sollen rechnen können, wogegen *Wirtschaftsflüchtlinge* kein Entgegenkommen erwarten dürfen. Abgesehen davon, dass es immer schwieriger wird, zwischen politischen und Wirtschaftsflüchtlingen zu unterscheiden, schiebt sich in diesem Zusammenhang auch die Frage machtvoll in den Vordergrund, ob der Wunsch nach einem materiell auch nur einigermassen gesicherten Leben nicht auch zu den *Menschenrechten* zu zählen ist, und dies insbesondere dann, wenn der einzelne zufolge der politischen und wirtschaftlichen Ordnungsbedingungen in seinem Lande eben keine Chance hat, dieses Ziel aus eigener Kraft zu erreichen. Das Argument, den Wirtschaftsflüchtlingen sei mit einer entsprechenden Unterstützung der Wirtschaften ihrer Länder zu helfen, ist gewiss einleuchtend. Und auch die These, dass das effizienteste Mittel zur Bremsung der Ströme der Wirtschaftsflüchtlinge eine auf Wohlstandssteigerung getrimmte Wirtschaftspolitik sei, lässt sich mit soliden Überlegungen begründen. Nur hapert es bei dieser politischen Position bei der Umsetzung in praktikable und erfolgversprechende Massnahmen. Und ausserdem ist mit nüchterner Sachlichkeit zu akzeptieren, dass der westliche Lebensstandard *nicht globalisierungsfähig* ist. Ein wirtschaftliches

Gefälle zwischen einzelnen Regionen dieser Erde wird immer bestehen bleiben — es sei denn, den entwickelten Ländern widerführe die Gnade, ihren Lebensstandard zu senken. Weil die Menschen jedoch den einmal erworbenen Lebensstandard mit Klauen und Zähnen verteidigen, dürfte auch diese Lösungsvariante eher ein frommer Wunsch bleiben.

Im vom Institut für Auslandforschung edierten Buch sind denn auch keine pfannenfertigen politischen Rezepte zur Lösung der Flüchtlingsfrage zu finden. Die Zielsetzung der Autoren und des Herausgebers sind bescheidener, nämlich einen Beitrag zur *Schärfung des Problembewusstseins* in einer breiteren Öffentlichkeit zu leisten. Politische Lösungen wachsen nicht auf dem Boden der Problemverdrängung; vielmehr ist ein Bewusstseins-Reifegrad zu erreichen, der jenes politische Klima erzeugt, aus dem sich schliesslich Lösungen herausdestillieren lassen. In diesem Sinne liefert das neueste Buch des Instituts für Auslandforschung mannigfache Einsichten und Anregungen.

Williy Linder

[1] «Das Flüchtlingsproblem — eine Zeitbombe?», herausgegeben vom Schweizerischen Institut für Auslandforschung, Verlag Rüegger, Zürich 1991. Autoren: Dr. Bernd Knabe (Flüchtlinge aus Osteuropa — eine neue Dimension des Problems?); Bundesrat Arnold Koller (Die Schweiz und ihre humanitäre Tradition — ein Dilemma?); Prof. Wenceslas de Lobkowicz (La Communauté Européenne et le droit d'asile); Michel Moussalli (Refugees — The Challenge of the Nineties); Prof. Dr. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (Weltbevölkerung und Weltmigration — eine zukunftsorientierte Analyse); Prof. Dr. Christian Watrin (Liberale Toleranz auf dem Prüfstand).